

Zwischen Fremdheit und Einheit

Perspektiven auf ein ostdeutsches Selbstverständnis
nach 1989 in Jana Hensels *Zonenkinder* (2002)
und Lukas Rietzschels
Mit der Faust in die Welt schlagen (2018)

Svenja Pauline Adamek

1. Drei Jahrzehnte Einheit – ein deutscher Dualismus?

Die Andersartigkeit des Ostens, sie ist mit geradezu therapeutischem Eifer beschrieben worden.¹

Lassen Sie mich zunächst sagen, dass die Erfahrung des Zu-Anderen-gemacht-Werdens eine der wichtigsten ostdeutschen Erfahrungen nach der Wiedervereinigung darstellt: Eine Gesellschaft trat in diesem Prozess aus ihrer eigenen Mitte heraus und wurde an die Peripherie geschoben.²

Als am 9. November 1989 die Berliner Mauer fällt und damit der Zusammenbruch der Deutschen Demokratischen Republik und die Wiederherstellung

1 Ulrike Nimz: Mauer im Kopf, in: Süddeutsche Zeitung Online, 03.10.2020, URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/wiedervereinigung-osten-versaemnisse-fortschritt-1.5051517> [Zugriff vom 28.03.2022].

2 Naika Foroutan/Jana Hensel: Die Gesellschaft der Anderen, Berlin 2020, S. 56.

der deutschen Einheit eingeläutet werden, widmet das Satiremagazin *Titanic* dieser Nachricht das Cover ihrer Novemberausgabe. Abgedruckt wird eine junge Frau in Jeansjacke, ihre Haare sind zu einem Vokuhila geschnitten. In der Hand hält sie eine geschälte Banane, in großen Lettern ist zu lesen: »Zonen-Gaby (17) im Glück (BRD): Meine erste Banane«.³ Geboren ist nicht nur die wahrscheinlich ikonischste Titelseite des Satiremagazins, manifestiert wird auch eine stereotypische, bis heute etablierte Klischeevorstellung, die vielerorts an ostdeutsche Bürger:innen herangetragen wird und die vor allem durch eines gekennzeichnet ist: Die Herstellung einer Disparität, das vermeintliche Unvermögen einer marginalisierten Gruppe, dem vorgeblichen Standard zu entsprechen – modisch nicht allzu versiert, kosmopolitisch und kulturell abgeschottet. Die Covergestaltung der *Titanic* ist kein ausschlaggebender Grund für diese Divergenz, die sprichwörtlich bestehende »Mauer in den Köpfen«, vielmehr ist sie ein Symptom für das, was Johannes Hillje einen medialen Fremdblick nennt.⁴ Ines Geipel sieht die Ursache etwaiger Schwierigkeiten bei der nachhaltigen Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschland vor allem im Fehlen eines gemeinsamen kulturellen Gedächtnisses begründet, der Abwesenheit einer »so rasche[n] wie eingängige[n] Einheitserzählung«, die sich auch nach 1989 nicht einstellen wollte: »Statt gemeinsamer Schuldgeschichte eine geteilte Geografie, zwei gegensätzliche politische Systeme, geteiltes Leben, zwei getrennte Gesellschaften und Kulturen«.⁵ Dabei begleiten »Diskurse über den ›Osten‹ [...] die wissenschaftlichen, politischen und medialen Debatten in Deutschland seit der Wiedervereinigung. [...] In der Regel wird dabei der ›Osten‹ als etwas Besonderes oder anderes bezeichnet«.⁶ Für einen umfangreichen Aufarbeitungsprozess und eine ausgewogene Erzählung der ostdeutschen Perspektive, die über das Scheitern eines so-

3 Titanic. Das endgültige Satiremagazin 11, 1989, URL: <https://www.titanic-magazin.de/heft/1989/november/> [Zugriff vom 01.04.2022].

4 Vgl. Jonas Hillje: Ostdeutsche Medien braucht das Land, in: ZEIT Online, 23.08.2019, URL: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-08/ostdeutschland-westdeutschland-medien-presse-berichterstattung-osten> [Zugriff vom 28.03.2022].

5 Ines Geipel: Ost wie West als Phantomgeschichte. Ines Geipel über Deutschland im Jahr 30 der Einheit, in: Bayerischer Rundfunk Online, 01.10.2020, URL: <https://www.br.de/kultur/ines-geipel-ueber-dreissig-jahre-einheit-100.html> [Zugriff vom 28.03.2022].

6 Manfred Rolfes: Der »Osten« ist anders!? Anmerkungen zu den Diskursen über die politischen Einstellungen in Ostdeutschland, in: Sören Becker/Matthias Naumann (Hg.): Regionalentwicklungen in Ostdeutschland. Dynamiken, Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie, Berlin 2020, S. 19–30, hier: S. 19.

zialistischen Systems und die Beschäftigung mit eingängigen Schlagwörtern wie dem Mauerfall, der Staatssicherheit und der Ära Walter Ulbricht hinausgeht, ist in Erzählungen von Deutschland nach der Wiedervereinigung bislang kaum Platz. Diese Beobachtung spiegelt sich in der deutschsprachigen Literaturlandschaft der letzten drei Jahrzehnte wider. Betroffen sind vor allem die unmittelbaren Jahre nach der Wende. Literarische Veröffentlichungen, die den stark popkulturell geprägten Zeitgeist der 1990er und frühen 2000er abbilden, sind deutlich westdeutsch geprägt. Florian Illies illustriert beispielsweise in seinem Debütroman *Generation Golf* das Selbstverständnis einer ganzen Generation.⁷ Und Christian Kracht lässt seinen Erzähler in *Faserland* von Sylt bis nach Zürich reisen, doch trotz der häufig reproduzierten These, der Titel spiele auf das englische Substantiv ›fatherland‹⁸ an, ist das Vaterland des Erzählers vor allem eines: westdeutsch. So etwas wie eine ostdeutsche Popkultur sucht man hingegen vergeblich, eine ›Generation Trabi‹⁹ existiert im Sprachgebrauch nicht. Geblieben ist es lediglich bei »punktuellen Erzählungen, punktuell sogar sehr erfolgreichen Erzählungen«,¹⁰ die allerdings weder als eigene Bewegung kanonisiert wurden noch in eine »gesamtddeutsche Erzählung«¹¹ eingehen konnten. Stattdessen existieren, so beschreibt es die 1976

7 In *Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein*, einem Gespräch zwischen Jana Hensel und dem Kulturosoziologen Wolfgang Engler, zieht Hensel eine direkte Parallele zwischen *Zonenkinder* und Illies' *Generation Golf*. Der Roman handle von der »westdeutsche[n] Erfahrung der achtziger und neunziger Jahre seiner Generation [...], von der heilen westdeutschen Welt vor dem Mauerfall. Nachdem das Buch ein riesiger Erfolg geworden war, schob man meine Generation da einfach so mit unter. Aber nicht nur, dass man uns sozusagen einkassierte, [...] viele Ostdeutsche begannen ebenfalls, und das hat mich dann wirklich erzürnt, diese westdeutsche Erfahrung für ihre eigene zu halten. Da dachte ich zum ersten Mal daran, unsere eigenen Erfahrungen aufschreiben zu müssen«; Wolfgang Engler/Jana Hensel: *Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein*, Berlin 2018, S. 47.

8 Vgl. Anke S. Biendarra: Der Erzähler als ›popmoderner Flaneur‹ in Christian Krachts Roman *Faserland*, in: *German Life and Letters* 55, H. 2, 2002, S. 164–179, hier: S. 177. Darüber hinaus kann der Romantitel als intertextueller Verweis auf den 1992 erschienenen Roman *Fatherland* von Robert Harris verstanden werden.

9 Nach der Veröffentlichung von *Zonenkinder* taucht die Bezeichnung ›Generation Trabant‹ in einem Interview auf, das Hensel mit der Tageszeitung *Die Welt* führt; vgl. N.N.: *Generation Trabant*, in: *Welt Online*, 09.11.2002, URL: <https://www.welt.de/print-welt/article420510/Generation-Trabant.html> [Zugriff vom 28.03.2022].

10 Engler/Hensel, *Wer wir sind* (Anm. 7), S. 191.

11 Ebd., S. 190.

in Leipzig geborene Autorin Jana Hensel, für ihre »Generation [...] gar keine Zuschreibungen«. ¹²

2. Auf der Suche nach einem ostdeutschen Selbstgespräch

Die Benennung dieses Vakuums impliziert die Möglichkeit, Raum für die Entfaltung des erzählerischen Potenzials ostdeutscher Biografien nach 1989 zu schaffen: Nicht nur, um dazu beizutragen, ostdeutsche Bürger:innen und deren Lebenswelten aus der Peripherie zu befördern, sondern auch, um gesamtdeutsche Prozesse und Entwicklungen der letzten dreißig Jahre einordnen und erklären zu können – am besten aus einer mehrdimensionalen Perspektive. Nach Erzählungen, in denen ostdeutsche Verhältnisse nach 1989 nicht nur auf politische und wirtschaftliche Entitäten heruntergebrochen, sondern auch lebensweltliche Geschichten verhandelt werden, die zwar ein Anrecht darauf erheben, als individuelle Episoden gelesen zu werden, gleichzeitig aber dazu genutzt werden können, sich als gesellschaftliche Tendenzen und Stimmungsbilder deuten zu lassen, muss man eine Weile suchen. Man sucht sie aber nicht vergeblich. So beschreibt Hensel in ihrem 2002 veröffentlichten Roman *Zonenkinder* die Irrungen und Wirrungen ihrer Adoleszenz bis hin zur Studienzeit in Leipzig und Berlin vor dem Hintergrund der Wiedervereinigung. Über ein Jahrzehnt später erscheint der erste Roman des Mitte der 1990er Jahre geborenen Lukas Rietzschel: *Mit der Faust in die Welt schlagen*. Schauplatz der Handlung ist die sächsische Provinz, nur wenige Kilometer von der Landeshauptstadt Dresden entfernt. Erzählt wird vom Aufwachsen zweier Brüder in den 2000er und 2010er Jahren, die in einem schleichenden Prozess in der rechtsradikalen Szene ihres Dorfes sozialisiert werden: »Es gibt Volksfest und Vollräusche, Sprachlosigkeit und Sprüchekloperei. Und manchmal spürt man Wut. Und manchmal bricht Gewalt aus.« ¹³ Es ist diese Gewalt, die zum konstitutiven Element des Erzählten wird und den geschilderten Ereignissen eine größere Dimension verleiht. Gefragt werden soll an

12 Ebd., S. 46.

13 Felix Bayer: »Man kann mit dem Osten über den Osten reden«, in: Spiegel Online, 16.09.2018, URL: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/lukas-rietzschel-in-goeerlitz-beim-autor-von-mit-der-faust-in-die-welt-schlagen-a-1226987.html> [Zugriff vom 28.03.2022].

dieser Stelle nicht, ob es sich hierbei um Bilder handelt, die ebenso gut aus einem westdeutschen Resonanzraum heraus erzählt werden können. Das können sie ganz bestimmt. Nicht grundlos ist es ein Dortmunder und kein Leipziger Stadtteil, über den die *Neue Zürcher Zeitung* im Mai 2020 schreibt: »In Dortmund scheint es manche Bürger [...] nicht zu stören, mit Neonazis zusammenzuleben. Die Extremisten haben sich hier ein Reservat geschaffen, das es so nur einmal im deutschsprachigen Raum geben dürfte.«¹⁴ Gefragt werden soll ebenso wenig, ob sich derartige Szenen von Destruktion und Gewalt in eine Chronik einordnen lassen, an deren Ende die Frage steht, ob man gewisse politische Haltungen von einer spezifischen Gemeinschaft erwartet oder nicht. Um die Nachwendegeschichte Ostdeutschlands nicht als Konstruktion einer Devianz zu erzählen und auf die von Hensel beschriebene »Erfahrung des Zu-Anderen-gemacht-Werdens«¹⁵ zu reagieren, sollte vielmehr danach gefragt werden, inwiefern die deutsche Teilung und Wiedervereinigung – beide Ereignisse gehören trotz ihres großen zeitlichen Abstands untrennbar zusammen – Selbst- und Fremdbilder nach 1989 auf ostdeutscher Seite bedingt haben und wie diese wahrgenommen werden.

3. Gesellschaften des Eigenen – Gesellschaften des Anderen

Untersuchungen zur Ausprägung und Gestaltung von Selbst- und Fremdbildern kommen nur schwer ohne den Einbezug des Begriffs Identität aus. Wie komplex und vielfältig die Erforschung und Eingrenzung des Identitätsbegriffs ist, verdeutlicht Jörg Zirfas, dem zufolge Identität ganz unterschiedlich verstanden werden kann – »als (kognitives) Selbstbild, als habituelle Prägung, als soziale Rolle oder Zuschreibung, als performative Leistung, als konstruierte Erzählung«.¹⁶ George Herbert Mead verortet die Reflexion des Selbst über die eigene Beschaffenheit in der sozialen Interaktion mit seiner Umwelt.¹⁷

14 Jonas Hermann: Tür an Tür mit Rechtsextremen: Ein Besuch im Nazi-Kiez, in: NZZ Online, 17.05.2020, URL: <https://www.nzz.ch/international/neonazis-in-dortmund-ein-besuch-im-nazi-kiez-ld.1554465> [Zugriff vom 28.03.2022].

15 Foroutan/Hensel, Gesellschaft (Anm. 2), S. 56.

16 Jörg Zirfas: Identität in der Moderne. Eine Einleitung, in: Benjamin Jörissen/ders. (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung, Wiesbaden 2010, S. 9-17, hier: S. 9.

17 Vgl. Benjamin Jörissen: George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus, in: ebd., S. 87-108, hier: S. 97.

Bernhard Waldenfels konkretisiert diese These. In seiner *Topographie des Fremden* diskutiert er die Möglichkeit, »Eigenes im Fremden wie auch Fremdes im Eigenen finden«¹⁸ zu können. Wie eng Fremdheits- und Identitätserfahrungen zusammenhängen, verdeutlicht er, indem er konstatiert, dass Fremdheitsgefühle sowohl erfahren werden, wenn ein Subjekt, verankert in einem sozialen Gefüge, die anderen als Fremde wahrnimmt, als auch, sobald ein Subjekt sich selbst den anderen gegenüber als fremd erlebt.¹⁹ Arne Born weist darauf hin, dass das Fremde bedrohlich wirke, weil es dem Eigenen Konkurrenz mache und ihm seine Selbstverständlichkeit raube.²⁰ Er arbeitet drei mögliche Reaktionsweisen auf den Einbruch des Fremden heraus. Diese stehen ihm zufolge zunächst in unmittelbarem Zusammenhang mit einer zeitlichen Komponente. In Anlehnung an Georg Simmels Definition vom Fremden als Gast, »der heute kommt und morgen bleibt«,²¹ könne die Einordnung des Fremden je nach Dauer seines Aufenthaltes variieren. Als Handlungsmöglichkeiten beschreibt Born drei Optionen: Indifferenz, Ausgrenzung und Annäherung. Letzterer Prozess vollziehe sich entweder in Form von Assimilation oder Integration.²² Auch Hensel und Naika Foroutan referieren in ihrem unter dem Titel *Die Gesellschaft der Anderen* publizierten Gespräch auf die Rolle des Fremden in der Betrachtung des Eigenen. Foroutan differenziert, sich auf Zygmunt Bauman berufend, den Fremden vom Feind und stellt fest, er sei im Gegensatz zur Propagierung eines Feindbildes »amorph, also unklassifizierbar. [...] Und weil Unklassifizierbarkeit Menschen unter Stress setzt, machen sie aus dem Fremden einfach den Anderen, also die Opposition zu sich selbst.«²³

18 Bernhard Waldenfels: *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I*, Frankfurt a.M. 1997, S. 74.

19 Vgl. ebd., S. 38.

20 Vgl. Arne Born: *Literaturgeschichte der deutschen Einheit 1989-2000. Fremdheit zwischen Ost und West*, Hannover 2019, S. 55.

21 Georg Simmel: Exkurs über den Fremden, in: ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 11: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M., S. 764-771, hier: S. 764.

22 Vgl. Born, *Literaturgeschichte* (Anm. 20), S. 60-63.

23 Foroutan/Hensel, *Gesellschaft* (Anm. 2), S. 59.

4. Zwischen Assimilation und Integration. Jana Hensels *Zonenkinder* (2002)

Als die Mauer fällt, ist die Erzählerin in *Zonenkinder*²⁴ dreizehn Jahre alt. Sie beschreibt das Ereignis als eine Art Zäsur und die letzten Monate der DDR stellen für sie die »letzten Tage unserer Kindheit« (ZK, 13) dar. Laut Grzegorz Jaśkiewicz erfüllt diese sprachliche Kollektivierung zwei Funktionen. Zum einen wirke sie als »selbsttherapeutisches Mittel, mit dem das individuelle Unglück auch an andere verteilt wird. Zugleich hat das kollektive Wir ebenfalls eine andere – diesmal identitätsstiftende – Aufgabe«.²⁵ Durch sie werde eine Gruppenzugehörigkeit aller in der DDR geborenen und aufgewachsenen Personen konstituiert.²⁶ Silvan Moosmüller verortet die Abgrenzung dieser Gruppe gegenüber westdeutschen Gleichaltrigen, »vor allem aber gegenüber der eigenen Elterngeneration im Osten. Die Identitätsgrenze ist damit keine vorrangig räumliche zwischen Ost und West, sondern vor allem eine diachron-generationelle.«²⁷ Dieses völlige Fehlen einer »kulturelle[n] Kontinuität zu den eigenen Eltern«²⁸ bemisst sich daran, dass die Eltern schlicht »müde und ein bisschen zu alt für die neue Zeit« (ZK, 80) seien. Die Jahre der Wende, für große Teile der älteren ostdeutschen Generationen von ökonomischer Perspektivlosigkeit und einer »sprichwörtliche[n] Entwertung von DDR-Biographien«²⁹ geprägt, rufen, so schildert es die Erzählerin, Frustration bei den Betroffenen hervor, denn »hätte man ihnen damals, im Herbst 89, prophezeit, dass es so kommen würde, sie wüssten nicht, ob sie an den Montagabenden nicht doch lieber zu Hause geblieben wären« (ZK, 70f.). Für sich hingegen formuliert die Erzählerin eine Art Gnade der späten Geburt, dank

24 Jana Hensel: *Zonenkinder*, Reinbek bei Hamburg 2002; im Folgenden mit der Sigle ZK abgekürzt.

25 Grzegorz Jaśkiewicz: Verbalisierung von Emotionen. Beweinung der DDR in Jana Hensels Buch »Zonenkinder«, in: Linguistische Treffen in Wrocław 18, H. 2, 2020, S. 213–224, hier: S. 221.

26 Vgl. ebd., S. 222.

27 Silvan Moosmüller: Wir in anderen Zeiten. Identitätskonstruktionen der Wende bei Jana Hensel und Günter Grass, in: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 12, H. 2, 2021, S. 71–83, hier: S. 75.

28 Ebd.

29 Hensel/Foroutan, Gesellschaft (Anm. 2), S. 143.

der sie »um ein DDR-Schicksal herumgekommen« (ZK, 75f.) sei.³⁰ Für ihre Generation besteht eine möglicherweise unikale Alterität, die die Erzählerin mit der Zuschreibung »zwittrige[] Ostwestkinder« (ZK, 54) versteht. Diese Dichotomie lässt sich nicht nur dadurch erklären, dass sie sowohl in einem sozialistischen als auch demokratischen System sozialisiert wurde, sondern sie ist auch maßgeblich beeinflusst davon, dass private Erinnerungen an lebensweltliche Zusammenhänge der DDR-Kindheit im Gedächtnis der Erzählerin gespeichert sind, frühkindliche Prägungen im Zuge der Wiedervereinigung aber gleichzeitig an Wert verloren haben. Erziehungsmethoden und soziale Praktiken, die aus heutiger Sicht überholt und autoritär erscheinen mögen, gaben der Erzählerin einen Entwicklungsrahmen vor, der nach 1989 radikal umgedeutet wird:

Überhaupt waren sie auf einmal verschwunden, diese ganzen pädagogischen Berufsgruppenspiele, die aus uns eine sozialistische Persönlichkeit machen sollten und mit denen wir uns in unseren Kinderzimmern als Konstrukteure, Ingenieure, Kosmonauten, Lehrer oder Verkehrshelfer auf eine ziemlich klare Zukunft vorbereitet hatten. (ZK, 20)

Dass dieses wir, die abgekapselte Gruppe der »Ostwestkinder«, ihre Geschlossenheit erst mit der Wende vollzieht, wird lediglich angedeutet. Klassistische Tendenzen, die die Erzählerin in der DDR erlebt, stehen weniger im Zusammenhang mit sozialen Kategorien, sondern mit einer Abweichung von der Norm. »Nicht auffallen und immer Durchschnitt bleiben« (ZK, 91) lautet die Maxime ihrer sozialistischen Erziehung.

Umgangsformen, die sich entgegen dieser Devise verhalten, beobachtet man in geradezu banalen Handlungen, bei »Mitschülern, bei denen man nicht mit in die Wohnung durfte und die häufig Bananen in ihrer Brotbüchse hatten [...]». Bei Kindern ohne Vater, das war dasselbe, wüsste man auch nie, woran man war« (ZK, 91). Zum erlernten Verhaltenskodex gehören außerdem Ablehnung und Abwertung der Bundesrepublik als Stellvertreterin für die auf der westlichen Seite des Eisernen Vorhangs liegenden Staaten, ihre politischen Systeme und kulturellen Praktiken: »Vom Westen hatten wir, offiziell, nichts zu halten« (ZK, 92). Doch für die Erzählerin gelingt die Aufrechterhaltung

30 Vgl. auch Magdalena Latkowska: Identitätsproblematik in der »Post-DDR-Literatur« am Beispiel von Jana Hensels *Zonenkinder*, in: Arletta Szmorhun/Andrey Kotin (Hg.): *Fremdes zwischen Teilhabe und Distanz. Fluktuationen von (Nicht-)Zugehörigkeiten in Sprache, Literatur und Kultur*, Teil 1, Göttingen 2021, S. 199–211, hier: S. 208.

eines Feindbildes nicht, stattdessen wird das Verbotene zur kindlichen Verlockung. Die Mahnung der Klassenlehrerin, ihre Schüler:innen mögen »kein westliches Schokoladenpapier von der Straße aufheben« und »die Messegäste [der Leipziger Buchmesse, P.A.] nicht um Flugtickets, Aufkleber, Ritter Sport, Wrigley's Spearmint oder Huba Buba anbetteln« (ZK, 92), mündet in eine gegenteilige Wirkung. In der Vorstellung der Erzählerin transformiert sich nun »Westdeutschland [...] zu einem Land, in dem Erwachsene Kinder so liebten, dass sie stets Schokolade und Kaugummis in den Taschen trugen und ihnen auf offener Straße, anscheinend ohne darum gebeten werden zu müssen, davon abgaben« (ZK, 92).

Doch ist es nicht nur die Konfrontation mit westdeutschen Verhältnissen und verfügbaren Konsumgütern, die in der Erzählerin derartige Gefühle wecken. Ihre Sentiments gehen über Polaritäten zwischen DDR und BRD hinaus. Vielmehr bezieht sich ihr Interesse auf Gewohnheiten und Verhaltensmuster aller Mitmenschen, die auf der anderen Seite der Mauer leben – der »Westen« wird zum scheinbar unerreichbaren Sehnsuchtsort stilisiert. Als sie während ihrer Aufenthalte im Ferienlager am ungarischen Balaton die anwesenden französischen Kinder beobachtet, erscheinen ihr diese wie »Außerirdische« (ZK, 124); sie studiert ihre Gesten, lauscht ihren Gesprächen und wünscht sich nichts sehnlicher, als dass sie sich »eines Tages [...] in jemanden verlieben würde, der genauso modisch aussah wie sie« (ZK, 125f.). Interessant ist, dass wiederholt auf den Kleidungsstil, explizit das modische Auftreten der Westdeutschen, verwiesen wird. In den ersten Jahren nach der Wende glaubt die Erzählerin, ost- von westdeutschen Bürger:innen anhand ihres phänotypischen Erscheinungsbildes unterscheiden zu können. Ihr zufolge bestechen

Westfrauen [...] in der Regel durch ihren legeren Umgang mit Markenklamotten, die sie in einer Geste des Understatements gern mit einem Teil aus dem Secondhand oder von H&M konterkarierten, als wollten sie sich erden. [...] Die junge Ostfrau der frühen Neunziger liebte ein buntes Potpourri diverser Hersteller, die man nicht als Marke bezeichnen konnte. [...] Da vereinigte sich der weibliche, immer eine Spur zu ordinäre Stil von Pimkie mit der soliden Modigkeit von Young Fashion, Karstadt oder Zero. (ZK, 61f.)

Zunehmend legt auch die Erzählerin einen Kleidungsstil und Verhaltensweisen an den Tag, die sie nicht mehr eindeutig als Ostdeutsche zu erkennen geben. So gewöhnt sie sich ihren sächsischen Dialekt ab, trägt »längst mit derselben Lässigkeit Markenklamotten« und muss feststellen: »Wofür man mich

hielt? In den letzten Jahren immer häufiger für einen Westler. Ich hatte meine Lektionen gelernt und war nicht mehr zu enttarnen« (ZK, 63). Fotografien aus ihrer Jugend begegnet sie inzwischen mit einem gewissen Unwohlsein: »Un-sicher, etwas verschreckt und immer unpassend gekleidet schauen wir in die Kamera. Unser Blick verrät, dass wir doch eigentlich nur alles richtig machen wollten. Aber es gelang nicht« (ZK, 60). Zwar ist die Anpassung der Erzählerin formal erfolgreich vollzogen, doch Erfüllung löst dieser Umstand in ihr nicht aus. Ganz im Gegenteil – »seltsamerweise machte es mich jedes Mal traurig, wenn jemand glaubte, ich sei aus Nürnberg oder Schleswig-Holstein« (ZK, 64). Hier deutet sich an, was Katarzyna Norkowska als »Störerfahrung der Identität«³¹ bezeichnet. Martina Caspari folgert zudem, der Prozess, den die Erzählerin durchläuft, sei »kein monolithisch-totalitärer im Sinne einer definitiven Vorstellung von Zugehörigkeit und *origin*«. ³² Vielmehr gehe es darum zu verhandeln, zu adaptieren und sich zu assimilieren. ³³ Dass es trotz erfolgreicher Assimilation zu Brüchen und Fremdheitserfahrungen kommen kann, zeigt sich anhand zweier Episoden, in deren Zuge extrinsische Fremdheitserfahrungen und intrinsische Reaktionen zutage gefördert werden. So erlebt die Erzählerin, wie zwar nicht ihrer Person, aber doch einer verallgemeinerten Vorstellung vom Ostdeutsch sein bestimmte stigmatisierende Merkmale zugeschrieben werden. Während eines Bundesligaspiels des Hertha BSC, das sie mit einem in Köln aufgewachsenen Kommilitonen besucht, stellt die-
 ser eine

schleichende Ossifizierung vor allem der Fans [fest] [...]. Wie zur Demonstration seiner Ausführungen hob er die linke Hand und zeigte zu der Kurve, wo die brutaler aussehenden Fans gerade dabei waren, ihre Vereinsfahnen mit den Totenköpfen an den Absperrungsgittern anzubringen. (ZK, 43)

Gleichwohl die Erzählerin sich in dieser Beschreibung des »gewaltbereiten Ostdeutschen« nicht mitgedacht fühlt und von ihrem Kommilitonen ebenso wenig impliziert wird, wird sie hier doch mit pauschalen Zuschreibungen

31 Katarzyna Norkowska: Polyphonie ostdeutscher Erinnerung an die DDR. Zum generationsspezifischen Narrativ in autobiographischen Schriften, in: *Oxford German Studies* 49, 2020, S. 263-280, hier: S. 264.

32 Martina Caspari: Die schwierige Konstitution von Identität zwischen den Welten: Jana Hensels *Zonenkinder*, in: *The German Quarterly* 81, H. 2, 2008, S. 203-219, hier: S. 204; Kursivierung im Original.

33 Vgl. ebd.

konfrontiert, die Magdalena Latkowska zufolge zwar »keine eindeutig identitätsstiftende Rolle spielen, aber einen großen Einfluss auf ihre Selbstbetrachtung und Selbstbezeichnung haben«.³⁴ Anstelle eines wertschätzenden Umgangs mit der Geschichte ihres kollektiven und familiären Umfeldes werden die ›Zonenkinder‹ als »Söhne und Töchter der Verlierer« (ZK, 73) klassifiziert. Um dieser Zuschreibung zu entgehen, gilt es, die eigenen »Wurzeln so schnell wie möglich zu vergessen, geschmeidig, anpassungsfähig und ein bisschen gesichtslos zu werden« (ZK, 72). Ein intrinsisches Entfremdungsgefühl bemerkt die Erzählerin, als sie während eines Auslandssemesters in Marseille eine Party besucht:

Alte Namen und Kindheitshelden flogen wie Bälle durch den Raum [...]. Lieblingsfilme wurden ausgetauscht; Lieblingsbücher beschworen und erhitzt die Frage debattiert, ob man den Herrn der Ringe, Pippi Langstrumpf, Donald Duck oder Dagobert lieber mochte, Lucky Luke oder Asterix und Obelix verschlungen hatte. Ich musste an Alfons Zitterbacke denken, erinnerte mich an den braven Schüler Ottokar und hätte gern den Anderen vom Zauberer der Smaragdenstadt erzählt. [...] Einmal versuchte ich es, hob kurz an, um von meinen unbekannten Helden zu berichten, und schaute in interessierte Gesichter ohne Euphorie. Mit einem Schlag hatte ich es satt, anders zu sein als all die anderen. Ich wollte meine Geschichten genauso einfach erzählen wie die Italiener, Franzosen oder Österreicher, ohne Erklärungen zu suchen und meine Erinnerungen in Worte übersetzen zu müssen, in denen ich sie nicht erlebt hatte und die sie mit jedem Versuch ein Stück mehr zerschlugen. Ich verstummte, und um ihre Party und ihr schönes warmes Wir-Gefühl nicht länger zu stören, hielt ich den Mund. (ZK, 25f.)

Der Umstand, dass die Erzählerin »mit der Symbolik der Popkultur und den Kulturcodes der jungen Menschen nichts anfangen kann, so dass sie nicht in der Lage ist, mit ihnen auf der Dialogebene Schritt zu halten«,³⁵ verdeutlicht nicht nur ihre Position als Außenseiterin, auch die eigene Kindheit droht, sich zu »verlorenen Erinnerungen« (ZK, 14) zu verflüchtigen. Augenscheinlich wird, dass es sich beim Topos DDR – sei er nun politisch oder mit privaten Erinnerungen besetzt – um einen Ort handelt, der so nicht mehr existiert und unverfügbar geworden ist. Die Bürger:innen der ehemaligen DDR werden

34 Latkowska, Identitätsproblematik (Anm. 30), S. 202.

35 Ebd., S. 203.

zu Zeug:innen, wie praktisch über Nacht das vertraute Umfeld verschwindet, und sie sind ständig »bemüht, sich dauerhaft in einer Fremdheit einzurichten, die sich auf dem Boden des Heimatlandes ausbreitete und von uns verlangte, permanent alte gegen neue Bilder auszutauschen« (ZK, 45). Hartmut Rosa setzt das Phänomen der Verfügbarkeit in Verbindung mit der Notwendigkeit einer Resonanz zwischen zwei Bereichen. Er hebt hervor: »Wann immer wir mit der Welt in Resonanz treten, bleiben wir nicht dieselben. Resonanzerfahrungen *verwandeln* uns, und eben darin liegt die Erfahrung von Lebendigkeit«. ³⁶ Resonanz könne sich zwar auch unter »radikal entfremdeten oder adversen Umständen ereignen«, ³⁷ ein Motiv, das per se nicht mehr existiert, kann allerdings keinerlei Resonanz erzeugen. Die DDR und damit einhergehend die Kindheit der Erzählerin wird »in einer Art ›Zeitkapsel‹ stillgestellt«, ³⁸ aus ihr ist »ein Museum geworden, das keinen Namen und keine Adresse hat und das zu eröffnen kaum noch jemanden interessiert« (ZK, 20). Sie beneidet ihre Freund:innen aus westdeutschen Städten, die in den Semesterferien in die Städte ihrer Kindheit fahren können, wo man es ihnen zufolge »zwar nicht lange aushalte, aber alles noch so schön wie früher und an seinem Platz sei« (ZK, 23). Doch welches Bewusstsein ergibt sich aus diesen Erfahrungen für die Erzählerin, wo ordnet sie sich im Gefüge der Ost-West-Identitäten ein? Angedeutet wird die Etablierung einer neuen, ihrer Generation ganz eigenen Identität, in der Divergenzen zwischen Ost und West fusionieren und Grenzen verschwimmen. Tragisch ist jedoch, dass sich der Prozess der Annäherung im Born'schen Sinn nur mit einer Abkehr von der eigenen Vergangenheit vollziehen kann. Die vermeintlich geglückte Integration ist letztendlich nicht mehr als eine Assimilation, denn, so resümiert die Erzählerin: »Wir sind die ersten Wessis aus Ostdeutschland, und an Sprache, Verhalten und Aussehen ist unsere Herkunft nicht mehr zu erkennen« (ZK, 166).

36 Hartmut Rosa: Unverfügbarkeit, Berlin 2020, S. 41; Kursivierung im Original.

37 Ebd., S. 44.

38 Moosmüller, Wir (Anm. 27), S. 76.

5. Die Verneinung des anderen. Lukas Rietzschels *Mit der Faust in die Welt schlagen* (2018)

Rietzschel situiert seinen Debütroman in der sächsischen Provinz. Im Zentrum der Handlung stehen die Brüder Tobias und Philipp Zschornack. Nachgezeichnet wird ein Zeitraum von über einem Jahrzehnt, vom Grundschulalter in den frühen Nullerjahren bis ins Jahr 2015. *Mit der Faust in die Welt schlagen*³⁹ trägt Züge einer klassischen Coming-of-Age-Geschichte. Philipp und Tobias wachsen in ökonomisch stabilen Verhältnissen auf. Die Familie baut ein eigenes Haus, der Schornstein des Schamottewerks, eine »Ziegelesse, die nicht mehr rauchte, seitdem die Mauer gefallen war« (FWS, 10), und die Dächer des Wohnblocks, in dem die Familie bis zuletzt gelebt hat, sind lediglich am Horizont zu erkennen. Die politische Dimension zeigt sich erst unter Berücksichtigung des Milieus, in dem die Figuren sich bewegen:

Die Landschaft geprägt vom Rohstoffabbau, die Bevölkerung geschwächt durch den Wegzug, die Wirtschaft am Boden. Und die Freunde sind Rechtsradikale. Die Wut und die Gewalt richten sich gegen die Sorben im Schwimmbad, gegen eine Familie, die ein türkisches Mädchen adoptiert hat, gegen Syrer im Festzelt.⁴⁰

Lisa-Marie Strehle zufolge eignet sich der ländlich geprägte ostdeutsche Raum vor allem deshalb als literarischer Schauplatz, weil hier »in kaum vergleichbarer Weise Vergangenheit und Gegenwart, Tradition und Veränderung zentriert sind, der Konflikte einerseits spiegelt, diese andererseits ebenso unvermittelt hervorbringt«.⁴¹ Die strukturellen, sozioökonomischen und politischen Entwicklungen beeinflussen auch das Geschwisterpaar. Anhand von zwei Motiven – zum einen die Schwächung der regionalen Wirtschaft samt steigender Arbeitslosigkeit und der damit verbundenen Emigration in die westdeutschen Bundesländer, die sich als direkte Folge der Wiedervereinigung und der Abwicklung der DDR benennen lässt,

39 Vgl. Lukas Rietzschel: *Mit der Faust in die Welt schlagen*, Berlin 2018; im Folgenden mit der Sigle FWS abgekürzt.

40 Bayer, Osten (Anm. 13).

41 Lisa-Marie Strehle: Das Dorf als literarischer Seismograph der Gegenwart? Juli Zehs *Unterleuten* (2016) und Lukas Rietzschels *Mit der Faust in die Welt schlagen* (2018), in: Marijana Jeleč (Hg.): *Tendenzen der Gegenwartsliteratur. Literaturwissenschaftliche und literaturdidaktische Perspektiven*, Berlin 2019, S. 33–50, hier: S. 34.

zum anderen die politische Radikalisierung weiter Teile der Bevölkerung – kann nachgezeichnet werden, inwiefern sich Selbst- und Fremdbilder der ostdeutschen Bevölkerung konstituieren.

Es ist »[e]lf Jahre nach der Wende« (FWS, 9) – und war nun früher alles besser? Ein Satz, der für die Figuren bestenfalls sekundäre Relevanz hat. Eine Verklärung des sozialistischen Staates wird allerhöchstens vollzogen, wenn Waren und Güter »made in East Germany« glorifiziert werden, wie etwa das »[r]ichtig gute[] Werkzeug aus DDR-Zeiten« (FWS, 158). Die DDR ist nicht Dreh- und Angelpunkt der Handlung, sondern tritt höchstens in Form von Randnotizen auf. Stattdessen dominiert die Resignation über die eigenen und kollektiven enttäuschten Erwartungen nach dem Vollzug der Wiedervereinigung. So resümiert beispielsweise Herr Zschornack: »Ich versteh nicht, wie die sich das vorgestellt haben[.] [...] Was uns alles versprochen wurde« (FWS, 15). Zum sprichwörtlichen Sinnbild einer gescheiterten Nachwendeexistenz wird sodann der Elektriker Uwe Deibritz stilisiert, ein gelernter Waggonbauer bei der VEB Bautzen, der nach der Wende nicht nur einen neuen Beruf erlernen muss, sondern seinem Arbeitgeber zufolge »allein zu Hause [sitzt], weil seine Frau drüben ein besseres Gehalt bekommt. [...] Gestern kam er betrunken auf Arbeit« (FWS, 15). Doch die vermeintlichen Berufsaussichten der Frau verschleiern eine weitreichendere Tragödie – nicht nur wird vermutet, Uwe habe für die Stasi gearbeitet, darüber hinaus reicht seine Frau eine Klage wegen häuslicher Gewalt ein (vgl. FWS, 56f.). Schließlich steuert er mit seinem Auto in einen Steinbruch. Ob es sich um einen Unfall oder Suizid handelt, bleibt ungeklärt (vgl. FWS, 80-82). Viel bezeichnender ist, dass Uwe so sehr an den gesellschaftlichen Rand der Dorfgemeinschaft gerückt ist, dass zu seiner Beerdigung abgesehen von seinen Eltern, einer älteren Frau und Herrn Zschornack niemand erscheint (vgl. FWS, 87f.). Stattdessen ist man zwanghaft bemüht, sich vom System der DDR und möglichen Fragen nach Teilhabe und Verantwortung zu distanzieren. Anstelle einer Aufarbeitung der vergangenen Jahrzehnte wird verdrängt und es werden diejenigen verurteilt und geächtet, bei denen jedwede Art der Beteiligung vermutet wird. Als Philipp Uwes Neffen nach einer möglichen Tätigkeit seines Onkels bei der Staatssicherheit fragt, reagiert dieser abweisend: »Unser Name ist komplett ruiniert [...]. Hier gucken uns die Leute nicht mal mit dem Arsch an« (FWS, 263).

Stattdessen lernen Tobias und Philipp bereits früh, dass es zu den zentralen Ordnungsprinzipien ihres sozialen Umfeldes gehört, sich von allem Andersgearteten abzugrenzen und es gleichzeitig abzuwerten. So wird es ihnen vorgelebt. Als die Familie Zschornack sich am Heiligabend auf den Weg zu den

Großeltern der Brüder macht, es auf der Autobahn zu einem Stau kommt und ein LKW mit polnischem Kennzeichen dem Auto der Familie gefährlich nah kommt, quittiert der Vater das mit den Worten: »Das ist unsere Autobahn. [...] Guckt euch mal eure behinderten Straßen an« (FWS, 96f.). Dieser Prozess des *othering* wird in erster Linie an allem vollzogen, was phänotypisch anders aussieht oder durch ein divergentes Verhalten auffällt. Hierbei wird einer klaren Linie gefolgt: Man fixiert sich auf eine Unterscheidung zwischen »deutsch« und »nicht-deutsch«. Diese Zuweisungen sind häufig diffus und bemessen sich nicht an einer Staatsbürgerschaft, Sprache, einer bestimmten Konfession oder kulturellen Praktiken, sondern an banalen Merkmalen – einem polnischen KFZ-Kennzeichen, einem äußeren Erscheinungsbild, aber vor allem an erlernten Unterscheidungsprinzipien, die sich häufig in unpräzise definierten Phrasen ausdrücken. So werden der evangelische Mitschüler Christoph als »Christenschwuchtel« (FWS, 244) und das Lied *An Tagen wie diesen* der Band *Die Toten Hosen* als »Zeckenmusik« (FWS, 243) titulierte. Außerdem gehört die Diffamierung der sorbischen Minderheit in Sachsen zum Alltagsjargon der Jugendlichen, historisch schwer belastete Begriffe wie »Drecksjuden« (FWS, 123) oder das N-Wort (vgl. FWS, 196) werden zudem wahllos und unreflektiert reproduziert. Konkret wird die Renitenz gegen jegliche Abweichung vom selbst erschaffenen Gemeinschaftskodex, als Philipp gemeinsam mit seinen Freunden die verdorbenen, rohen Extremitäten sowie den Kopf eines Schweines vor der Haustür einer Familie deponiert, die ein türkisches Mädchen adoptiert haben (vgl. FWS, 217, 221-224). Die Unschärfe ihres *othering* zeigt sich in der Reflexion über die Wahl des Kadavers. Für Philipp ergibt sich die Plausibilität daraus, dass »Schweine [...] für die unreine Tiere« (FWS, 223) sind. Dass eine Geburt in der Türkei nicht bedeuten muss, dass es sich bei dem Mädchen um eine Muslima handelt, erwägen die Jugendlichen nicht, darauf kommt es ihnen auch nicht an. Stattdessen haben die Jugendlichen sich »ein stereotypisches Bild geschaffen und neigen dazu, dieses vage Vorwissen zirkulär zu reproduzieren«.⁴² Ihre exkludierenden und inkludierenden Parameter zur Sortierung des sozialen Gruppengefüges setzen viel grundlegender an. Sie fragen nicht nach Chancen transnationaler Gesellschaften und ein Verständnis für Diversität wird weder Tobias und Philipp noch ihrem sozialen Umfeld vermittelt. Stattdessen herrscht die Devise, das Eigene sei nun mal einfach besser. Dieses Weltbild versinnbildlicht sich in

42 Born, Literaturgeschichte (Anm. 20), S. 61.

einer Frage, die Tobias – er befindet sich noch im Kindesalter – seiner Familie stellt: »Warum sprechen nicht alle Menschen Deutsch? [...] Das ist doch die einfachste Sprache, da sind die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge« (FWS, 97). Das Resultat einer kindlichen Logik bleibt von den anwesenden Erwachsenen unkommentiert.

So unbestimmt die Ordnungsprinzipien sein mögen, mit deren Hilfe die Jugendlichen agieren, so präzise ist das Referenzsystem, mit dem sie sich ausdrücken. Hakenkreuz-Schmierereien, »Sieg Heil«-Rufe und die Imitation des Hitlergrußes stehen wie selbstverständlich auf der Tagesordnung, Deutschlandfahnen gehören genauso zum Inventar wie Springerstiefel den Kleidungsstil von Philipps und Tobias Freunden prägen. Zu Beginn der Erzählung liegt es nahe, diese Praktiken als eine pietätlose Art von »Dummer Jungen-Streich« zu deuten. In einem verlassenen Schamottewerk kratzen Philipp und sein Mitschüler Christoph mit einer gefundenen Scherbe Symbole in die Tapete. Philipp

ritzte über die Linien hinaus, wurde schneller, gröber. Setzte neu an. Fand andere, interessantere, bessere Worte. Christoph nahm ihm Symbole weg. Das Hitlerkreuz, das doppelte »S«. [...] Er [Philipp, P.A.] ging zum offenen Fenster. Streckte seinen Kopf heraus und rief »Heil Hitler!«. Er rannte zur Wand zurück. Außer Atem, beschwingt. Christoph lachte. Ging zum gleichen Fenster, schaute, dass ihn niemand sah. [...] »Hitler ist schwul!« rief Christoph. Zwei Mal. (FWS, 141f.)

Nichtsdestoweniger ist der Umstand fatal, dass die Jugendlichen Praktiken erlernen, in deren Zuge sich Codes zur Illustration der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe durchsetzen, die auf der Ideologie des Nationalsozialismus beruhen. Die unreflektierte Übernahme ohne jegliches Bewusstsein für historische Zusammenhänge verdeutlicht nicht nur ein fehlendes Geschichtsverständnis seitens der Jugendlichen, sondern treibt die von Irene Götz formulierte These der »Renationalisierung nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung«⁴³ auf die Spitze. Während eines Dorffestes beobachtet Tobias anwesende Geflüchtete und vermerkt:

Dumme Menschen und Ausländer pflanzten sich schneller fort als normale und überhaupt Deutsche. Seit Sarrazin konnte es endlich jeder lesen. [...] Es

43 Irene Götz: Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989, Köln u.a. 2011, S. 137.

waren mehr Asylanten geworden. Von Jahr zu Jahr mehr, mittlerweile von Monat zu Monat. Wöchentlich landeten die Untermenschen am Strand von Sizilien. [...] Neue Turnschuhe, rot oder weiß, enge, an den Knien zerrissene Jeans. Ihre Handys zeichneten sich in den Hosentaschen ab. Jeder konnte sehen, dass das andere Menschen waren, so wie ihre Augenhöhlen geformt waren. Der Hinterkopf. Ihre Lippen. Tobias erschrak, als er ihre Stimmen aus der Masse der anderen heraushören konnte. Sie klangen so aggressiv, als würden sie sich jederzeit untereinander an den Hals springen. [...] Das war keine Sprache, dachte er, das waren die Laute von Tieren. (FWS, 280f.)

Anders als in *Zonenkinder* grenzen die Protagonisten in *Mit der Faust in die Welt schlagen* sich nicht auf Basis ihrer Kleidung von dem von ihnen als fremd Erfahrenem ab. Die beschriebenen Personen sind ähnlich wie sie selbst gekleidet, verfügen über die gleichen elektronischen Gegenstände. Stattdessen erinnern Tobias Ausführungen nahezu parademäßig an ideologische Lehrbuchsätze, die während der NS-Diktatur propagiert wurden. Nicht nur ist das Substantiv »Untermenschen« historisch belastet, weiterhin verweisen Referenzen auf die Form des Kopfes sowie die Sprache der Anwesenden, mit deren Hilfe den Sprecher:innen nicht nur jede Art der zivilisierten Kommunikation, sondern die generelle Zugehörigkeit zur biologischen Systematik des Menschseins abgesprochen wird, auf Paradigmen, mit denen über viele Jahrhunderte hinweg – ausgehend von weißen Forscher:innen und nicht minder rassistisch vollzogen – Ethnien klassifiziert wurden. Abgrenzung funktioniert hier im Sinne Simmels, dem zufolge eine Form der Nähe zum Fremden nur dann aufgebaut werden kann, »insofern wir Gleichheiten nationaler oder sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen«. ⁴⁴

Darüber hinaus werden wiederholt Antagonismen zu den westdeutschen Bundesländern hergestellt. Als Tobias' Freund Marco zu seiner Mutter nach Stuttgart zieht, wird das mit den Worten kommentiert: »Soll er ruhig abhauen. [...] Im Westen stinken eh alle« (FWS, 211). Doch dient Westdeutschland nicht nur als zusätzlicher Topos der Abgrenzung, gleichzeitig werden insbesondere urbane, multikulturell geprägte westdeutsche Regionen aufgrund dieser Beschaffenheit abgewertet und als weniger lebenswert als der eigene Lebensraum dargestellt. So schildert Philipps Freund Menzel: »Ich war mal in Frankfurt [...]. Da gibt es Stadtteile, wo du keinen Deutschen mehr siehst«

44 Simmel, Exkurs über den Fremden (Anm. 21), S. 769.

(FWS, 217). In dieser Aussage werden zwei Beobachtungen kombiniert: die Abgrenzung zu Westdeutschland zugunsten der eigenen Region sowie die Ablehnung von allem, was in den Augen der Figuren migrantische Züge trägt. Ihren Höhepunkt erreicht diese Haltung im Sommer 2015. Zum Thema öffentlicher Debatten wird ein zentrales politisches Moment der 2010er Jahre – die geteilte Reaktion vieler deutscher Bürger:innen auf den zunehmenden Geflüchtetenstrom nach Europa, die zeitweilige Popularität der rechtsextremen Organisation Pegida und der anhaltend hohe Zuspruch für die 2013 gegründete Partei Alternative für Deutschland. Diese Entwicklung geht nicht nur mit einer zunehmenden Radikalisierung der Brüder und ihres Umfeldes einher, auch wähnt man sich auf der geografisch ›richtigen‹ Seite, auf der – so nimmt es Tobias wahr – die vor allem in Westdeutschland ausgelebte Willkommenskultur abgelehnt werde: »In München klatschten sie den Ausländern Beifall. Zum Glück war abgelehnt worden, dass die Asylanten auch in Leipzig am Bahnhof ankommen durften« (FWS, 308). Die Brüder besuchen eine der Pegida-Demonstrationen, die sich mit wachsender Zahl vor der Dresdner Semperoper zusammenfinden. Doch auch hier erleben sie zwar innerhalb der Gruppe der Demonstrierenden Zugehörigkeit, werden vom restlichen Umfeld aber zunehmend isoliert: »Neuerdings waren sie Pack, ausgeschlossen von jeder Diskussion« (FWS, 310). Die irrationale Angst, aus der sich ihre rechtspopulistische Haltung herausbildet, wird letztendlich zum entscheidenden Faktum dafür, dass sie an den Rand der Gesellschaft rücken: »Und jetzt stell dir mal vor, diese sogenannten Menschen werden Lehrer oder Ärzte oder Politiker. Kannst du dir das vorstellen? Weißt du, wie Deutschland dann aussieht? Wie sie uns behandeln werden? Wir wurden allein gelassen. Seit Jahren schon.« (FWS, 281).

Handlungsmuster, die ihnen jahrelang vorgelebt wurden, mit denen sie sozialisiert wurden, erweisen sich nicht nur als wenig salonfähig, sondern drängen Tobias und Philipp in eine Außenseiterrolle. Diese Position bildet sich innerhalb der medialen Berichterstattung, im (Nicht-)Austausch mit politischen Entscheidungsträger:innen oder ideologisch Andersdenkenden heraus, aber genauso innerhalb der eigenen familiären Strukturen und dem dörflichen Mikrokosmos. So haben Aktionen wie die Platzierung des Schweinekopfes direkte Auswirkungen auf das soziale Umfeld der Täter. Einer der Beteiligten stellt fest, als man ihn zur erneuten Teilnahme an einer Straftat überreden will: »Das Schweineding damals war schon zu viel[.] [...] Meine Mutter würde zusammenbrechen. Die könnte sich nirgends mehr blicken lassen« (FWS, 309). Der innere und äußere Konflikt wird nahezu unvermeid-

bar, schließlich kann das eigene Weltbild nicht ausgelebt werden, ohne selbst zur Randerscheinung zu mutieren. Die Ausweglosigkeit dieser Situation wird deutlich, als Tobias sich wünscht, in Zeiten privater Unbeschwertheit zurückreisen zu können, »an den Abend [...], als Marco ihm das neue GTA gezeigt hatte« (FWS, 280). Ein Stück weit sind die Brüder Opfer ihrer eigenen Sozialisation, denn »[a]uch die gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen beeinflussen nachhaltig das Erkennen und Konstruieren des Fremden«. ⁴⁵ Den letzten verzweifelten Ausweg suchen die Figuren in der Ausübung roher Gewalt. Als Tobias' und Philipps ehemalige Schule zu einer Geflüchtetenunterkunft umfunktioniert werden soll, fahren Tobias und seine Freunde nachts auf das Gelände. Tobias sieht keine andere Möglichkeit, als sein Störgefühl anhand von Vandalismus auszudrücken, sich und sein selbst ernanntes Territorium durch Zerstörung desselben zu schützen, schließlich handle es sich um »[s]eine Schule, sein[en] Ort, sein beschissenes Leben« (FWS, 315).

6. Einigkeit und Recht und Gleichheit oder Aufstand der Regionen?

In Debatten um zunehmende Anfeindungen von Geflüchteten aus dem globalen Süden und Mittleren Osten, politische Tabubrüche wie die Wahl des Ministerpräsidenten im Thüringer Landtag mit Stimmen der AfD-Fraktion und den steigenden Zuspruch für diese rechtspopulistische Partei ⁴⁶ rücken die ostdeutschen Bundesländer verstärkt in den Fokus bundesweiter öffentlicher und medialer Aufmerksamkeit. ⁴⁷ Rietzschel reproduziert dieses Narrativ ein Stück weit, ohne es zu idealisieren. Er evoziert Bilder, die erschrecken, teilweise unangenehm und nur schwer auszuhalten sind. Wie norma-

⁴⁵ Born, Literaturgeschichte (Anm. 20), S. 55.

⁴⁶ Obwohl nicht bestritten werden kann, dass die AfD in den ostdeutschen Bundesländern größere Wahlerfolge erzielt als in den westdeutschen Bundesländern, legt Manfred Rolfes eine Differenzierung dieser Beobachtung nahe. Demnach divergieren politische Einstellungen erheblich, sortiert man sie nach Altersgruppen und räumlichen Komponenten: »[R]echtspopulistische oder rechtsextreme Einstellungen [gedeihen] vor allem in peripheren-ländlichen ostdeutschen Kommunen und weniger in ostdeutschen Städten«; Rolfes, Osten (Anm. 6), S. 27.

⁴⁷ Vgl. Daniel Kubiak: Ostdeutsche Identitäten im Wandel der Zeiten. 30 Jahre und noch kein Ende, in: Becker/Naumann (Hg.), Regionalentwicklungen in Ostdeutschland (Anm. 6), S. 190.

liert die Begriffe Ostdeutschland und Gewalterfahrung nebeneinanderstehen, beschreibt Hensel in ihrem Gespräch mit Foroutan. Für sie sei »Gewalt [...] längst ein Teil unseres ostdeutschen Nachwendelebens geworden«. ⁴⁸ Für Caspari stellt *Zonenkinder* einen Versuch dar,

stellvertretend für ihre eigene Generation innerhalb komplexester Diskursverhältnisse eine eigene Stimme zu entwickeln – gegen einen von Hensel als dominant ausgemachten und häufig von westlicher Seite bestimmten Diskurs und gleichzeitig auch gegen den Diskurs der älteren Generation(en). ⁴⁹

Diese Diskursverhältnisse seien weniger von Gewalt geprägt als vom Erleben der »schmerzhaft[e], paradoxe[n] Erfahrung, sich nach 1989 mit einer doppelten Art von Fremdheit auseinandersetzen zu müssen. [...] Die Überlegenheit des Westens gegenüber dem Osten wurde nach der Wende zum Axiom der neuen kulturellen Ordnung«, ⁵⁰ der es sich anzupassen galt. So wurden 1989 nicht zwei politische Systeme und Gesellschaften vereint, sondern »die politischen, ökonomischen und kulturellen Ordnungsmuster der DDR vollständig durch die bundesdeutsche Ordnung ersetzt«. ⁵¹ Für Born ist es wenig verwunderlich, dass es »in einer derartigen Konstellation zu Fremdheitsphänomenen« ⁵² komme. Auch in *Zonenkinder* und *Mit der Faust in die Welt schlagen* konstituieren sich, gleichwohl verschiedene Zeiträume nach dem Fall der Mauer verhandelt werden, Selbstbilder teilweise in Bezug zu den westdeutschen Bundesländern und ihren Bürger:innen. Deutlich wird, dass es nicht gelingen kann über Ostdeutschland zu schreiben, ohne das Pendant, das den Osten zum Osten macht, zu berücksichtigen. Gerade in politischen, medialen und wissenschaftlichen Diskursen vollzieht sich die Konstruktion und Konturierung Ostdeutschlands häufig als Vergleichsgröße zu Westdeutschland. ⁵³ So gelten die »politischen Einstellungen im ›Osten‹ [...] unter anderem deshalb [als] etwas Besonderes und können erst dadurch als anders bezeichnet

48 Foroutan/Hensel, Gesellschaft (Anm. 2), S. 16.

49 Caspari, Konstitution (Anm. 32), S. 204.

50 Roxana-Andreea Ghiță: Zwischen Heimatverlust und unsicherer Gegenwart: Sozialer Wandel in *Zonenkinder* (2002) von Jana Hensel und *Scotch* (2010) von Iona Bradea, in: Germanistische Beiträge 46, 2020, S. 142–259, hier: S. 145.

51 Born, Literaturgeschichte (Anm. 20), S. 56.

52 Ebd.

53 Vgl. Rolfes, Osten (Anm. 6), S. 25.

werden, weil sie von den zur Norm erhobenen Werten des ›Westens‹ abweichen«. ⁵⁴ Diese Betrachtungsweise passt zu Foroutans Beobachtung, in einem Zeitalter, in dem Systeme und Strukturen zunehmend ambivalenter und vielschichtiger werden, wachse »der Drang zur binären Codierung [...], um sich selbst die Welt zu ordnen«. ⁵⁵ Doch während in *Zonenkinder* eine stellenweise Glorifizierung der ehemaligen BRD und ihrer Bürger:innen stattfindet, die es nachzuahmen gilt – aus Bewunderung, aber auch, weil eigene, ostdeutsche Bezugsgrößen unverfügbar gemacht wurden –, zeichnet sich das Verhalten der Figuren in *Mit der Faust in die Welt schlagen* durch Abschottung und einen Rückzug in eine gnadenlose Radikalisierung gegen alles nicht Eigene aus. Diese aktive Ausgrenzung mutiert zum konstitutionellen Element ihres Habitus, das die Figuren wiederum von weiten Teilen gesellschaftlicher und politischer Haltungen und Diskurse isoliert sein lässt. Wenn Waldenfels vom »Aufstand der Regionen« spricht, »der vielfach von benachteiligten Randregionen und majorisierten Minderheiten ausgeht«, ⁵⁶ dann entspricht das vermutlich auch der Entwicklung der Figuren in Rietzschels Roman, deren Verständnis von Identität und Zugehörigkeit sich im Grunde frei nach der Maxime formt, dass Identität »sich nicht anders als durch Opposition behaupten kann, daß der erste Instinkt, mit dem sie sich bejaht, die Verneinung des Anderen ist«. ⁵⁷

Literaturverzeichnis

- Bayer, Felix: »Man kann mit dem Osten über den Osten reden«, in: Spiegel Online, 16.09.2018, URL: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/lukas-rietzschel-in-goerlitz-beim-autor-von-mit-der-faust-in-die-welt-schlagen-a-1226987.html> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Biendarra, Anke S.: Der Erzähler als ›popmoderner Flaneur‹ in Christian Krachts Roman *Faserland*, in: German Life and Letters 55, H. 2, 2002, S. 164-179.
- Born, Arne: Literaturgeschichte der deutschen Einheit 1989-2000. Fremdheit zwischen Ost und West, Hannover 2019.

54 Ebd., S. 26.

55 Foroutan/Hensel, Gesellschaft (Anm. 2), S. 77.

56 Waldenfels, Topographie (Anm. 18), S. 162.

57 Simmel, Soziologie (Anm. 21), S. 299.

- Caspari, Martina: Die schwierige Konstitution von Identität zwischen den Welten: Jana Hensels *Zonenkinder*, in: *The German Quarterly* 81, H. 2, 2008, S. 203-219.
- Engler, Wolfgang/Hensel, Jana: *Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein*, Berlin 2018.
- Foroutan, Naika/Hensel, Jana: *Die Gesellschaft der Anderen*, Berlin 2020.
- Geipel, Ines: Ost wie West als Phantomgeschichte. Ines Geipel über Deutschland im Jahr 30 der Einheit, in: *Bayrischer Rundfunk Online*, 01.10.2020, URL: <https://www.br.de/kultur/ines-geipel-ueber-dreissig-jahre-einheit-100.html> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Ghiță, Roxana-Andreea: Zwischen Heimatverlust und unsicherer Gegenwart: Sozialer Wandel in *Zonenkinder* (2002) von Jana Hensel und *Scotch* (2010) von Iona Bradea, in: *Germanistische Beiträge* 46, 2020, S. 142-259.
- Götz, Irene: *Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989*, Köln u.a. 2011.
- Hensel, Jana: *Zonenkinder*, Reinbek bei Hamburg 2002.
- Hermann, Jonas: Tür an Tür mit Rechtsextremen: Ein Besuch im Nazi-Kiez, in: *NZZ Online*, 17.05.2020, URL: <https://www.nzz.ch/international/neonazis-in-dortmund-ein-besuch-im-nazi-kiez-ld.1554465> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Hillje, Jonas: Ostdeutsche Medien braucht das Land, in: *ZEIT Online*, 23.08.2019, URL: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-08/ost-deutschland-westdeutschland-medien-presse-berichterstattung-osten> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Jaśkiewicz, Grzegorz: Verbalisierung von Emotionen. Beweinung der DDR in Jana Hensels Buch »Zonenkinder«, in: *Linguistische Treffen in Wrocław* 18, H. 2, 2020, S. 213-224.
- Jörissen, Benjamin: George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus, in: ders./Jörg Zirfas (Hg.): *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*, Wiesbaden 2010, S. 87-108.
- Latkowska, Magdalena: Identitätsproblematik in der »Post-DDR-Literatur« am Beispiel von Jana Hensels *Zonenkinder*, in: Arletta Szmorhun/Andrey Kotin (Hg.): *Fremdes zwischen Teilhabe und Distanz. Fluktuationen von (Nicht-)Zugehörigkeiten in Sprache, Literatur und Kultur*, Teil 1, Göttingen 2021, S. 199-211.
- Moosmüller, Silvan: Wir in anderen Zeiten. Identitätskonstruktionen der Wende bei Jana Hensel und Günter Grass, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 12, H. 2, 2021, S. 71-83.

- N. N.: Generation Trabant, in: Welt Online, 09.11.2002, URL: <https://www.welt.de/print-welt/article420510/Generation-Trabant.html> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Nimz, Ulrike: Mauer im Kopf, in: Süddeutsche Zeitung Online, 03.10.2020, URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/wiedervereinigung-osten-ver-saeumnisse-fortschritt-1.5051517> [Zugriff vom 28.03.2022].
- Norkowska, Katarzyna: Polyphonie ostdeutscher Erinnerung an die DDR. Zum generationsspezifischen Narrativ in autobiographischen Schriften, in: Oxford German Studies 49, 2020, S. 263-280.
- Rietzschel, Lukas: Mit der Faust in die Welt schlagen, Berlin 2018.
- Rolfes, Manfred: Der »Osten« ist anders!? Anmerkungen zu den Diskursen über die politischen Einstellungen in Ostdeutschland, in: Sören Becker/Matthias Naumann (Hg.): Regionalentwicklungen in Ostdeutschland. Dynamiken, Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie, Berlin 2020, S. 19-30.
- Rosa, Hartmut: Unverfügbarkeit, Berlin 2020.
- Simmel, Georg: Exkurs über den Fremden, in: ders.: Gesamtausgabe, Bd. 11: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M., S. 764-771.
- Strehle, Lisa-Marie: Das Dorf als literarischer Seismograph der Gegenwart? Juli Zehs *Unterleuten* (2016) und Lukas Rietzschels *Mit der Faust in die Welt schlagen* (2018), in: Marijana Jeleč (Hg.): Tendenzen der Gegenwartsliteratur. Literaturwissenschaftliche und literaturdidaktische Perspektiven, Berlin 2019, S. 33-50.
- Titanic. Das endgültige Satiremagazin 11, 1989, URL: <https://www.titanic-magazin.de/heft/1989/november/> [Zugriff vom 01.04.2022].
- Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I, Frankfurt a.M. 1997.
- Zirfas, Jörg: Identität in der Moderne. Eine Einleitung, in: Benjamin Jörissen/ders. (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung, Wiesbaden 2010, S. 9-17.

